

Martina Schmid, geboren 1967 in Regensburg, arbeitete dort zunächst in einem großen Wirtschaftsverband, bevor sie sich mit einem Nachhilfe-Institut selbstständig machte. Vor zehn Jahren entdeckte sie ihre Leidenschaft fürs Schreiben und rief auch die »Schreibwerkstatt für Kinder« ins Leben. Seit 2004 sind fünf Kinderbücher sowie ein Romantik-Psychothriller erschienen. Dies ist ihr erster Regionalkrimi, mit dem sie die Liebe zu ihrer Oberpfälzer Heimat verbindet.

MARTINA SCHMID

# Herrschaftszeiten!

OSTBAYERN KRIMI

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

*Wer die Wahrheit nicht weiß, der ist bloß ein Dummkopf. Wer die  
Wahrheit kennt und sie eine Lüge nennt, der ist ein Verbrecher.*

Bertolt Brecht

*Es liegt in der Natur des Menschen, vernünftig zu denken und  
unvernünftig zu handeln.*

Anatole France

### **Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: © mauritius images/Peter Weimann

Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch

Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln

Lektorat: Susann Säuberlich, Neubiberg

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2014

ISBN 978-3-95451-451-9

Ostbayern Krimi

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie  
regelmäßig über Neues von emons:

Kostenlos bestellen unter

[www.emons-verlag.de](http://www.emons-verlag.de)

## Prolog

25. April 1989

*Kurz nach Mitternacht am Ortsrand von Wörth*

»Verflucht! Der rührt sich nimmer.«

»Geh weider, der tut doch bloß so.«

»Naa, der is hi. Der tut nix mehr, der schnauft nimmer.«

»Verdammt und zuag'naht. Du hast recht.«

»Und jetzt? – Was mach ma'n jetzt?«

»Na, was schon. Der muaß weg. Weg muaß er. Und zwar ganz schnell.«

»Du spinnst doch.«

»Halt dein dumm's Maul und pack mit an.«

»Mann, ich mach mir gleich in die Hos'n.«

»Schisser. Da geh her. Bist du eigentlich a Mannsbild oder was?«

»Is ja gut, ich helf dir ja schon. Und wohin mit ihm?«

»Rüber, dorthin, ins Gebüsch. Schnell, schnell, bevor noch wer kommt.«

Herr, vergib ihnen,  
denn sie wissen nicht, was sie tun.

*Lukas 23,34*

*Zweiundzwanzig Jahre später – am 24. April 2011 in Wörth*

Ich atme durch. Saug die frische, schneidige Luft tief in mich hinein.

Da bin ich also. Angekommen in der Heimat. Noch einmal atme ich ein. Wie gut die Luft hier doch ist. Ich spüre, wie die Vergangenheit im Sekundentakt allmählich von mir abfällt. Wie eine zentnerschwere Last. Nein, keiner hat mich zu diesem Schritt gezwungen. Nein, ich habe es selbst so gewollt, auch wenn mir mein Gewissen das Gegenteil einreden will. Nein, nicht die anderen sind schuld. Nein und nochmals nein. Ich stampfe mit dem Fuß auf. Schluss, aus, amen. Reiß dich zusammen, Sofie. Weg mit diesen elenden Gedanken, die in meinen Gehirnwindungen Achterbahn fahren. Mir wird direkt schlecht. Schlecht von so viel schlechten Gedanken, und vor lauter Denken hab ich überhaupt nicht gemerkt, dass ich längst den Bahnhof verlassen hab. Erst als ich mich aus irgendeinem Grund umdrehe, kann ich auf dem hinter mir liegenden Bahnhofsgebäude das Schild noch erkennen. Ich zwick die Augen zusammen. Meine Sehschärfe war auch schon mal besser. Jetzt wird die Schrift deutlicher.

»Wörth ...«, formt es sich langsam und flüsternd aus meinem trockenen Mund. Eine beruhigende, beinahe unschuldig wirkende Stille liegt über dem Ort. Schmeichelnd gleiten ein paar Strahlen der Frühjahrs Sonne zwischen den dunklen Aprilwolken hindurch über die Wipfel der Bäume. Noch ohne ich nicht, welches grauenvolle Geheimnis er birgt.

Ich richte meinen Blick wieder nach vorn. Ich habe Durst. Meine Schritte werden schneller. Kalter Wind peitscht mir ins Gesicht. Will sich der Winter noch einmal

aufbäumen? Ich knöpfe meine Jacke bis oben hin zu und werfe einen Blick auf meine Uhr.

»Jesus, fast halb zwölf.« Die Maria wird bestimmt schon warten. Egal, dann muss sie eben warten. Jedenfalls bin ich wieder in meinem Oberpfälzer Heimatort. Er ist ja sogar zur Stadt erhoben worden. Wann? Irgendwann. Weiß ich nicht genau. Aber müsst ich nicht darauf stolz sein? So, wie viele Leute damals auch mordsstolz darauf waren? Mir jedenfalls kommt er genauso spießig und von altbackener Kleinbürgerlichkeit vor wie vor zwanzig Jahren – und er ist trotz Brimborium und Mordstrara ein Dorf geblieben. *Mein Dorf.*

Dorf hin oder her – jedenfalls ist es mein Heimatort, in dem ich aufgewachsen bin und von dem ich schon vor Jahren weggegangen bin. Wegen des Berufs. Und wegen der Liebe. Hab sie geheiratet, die große Liebe, und mich dann drei Jahre später wieder scheiden lassen. Und der Karl, mein Bruder, der ist auch schon lang weg von hier. War ja auch kein Wunder. Wir haben's einfach nicht mehr ausgehalten mit dem Vater, nachdem die Mama gestorben war. Er hat ihren Tod nie überwinden können, der Papa. Hat mit dem Trinken und Spielen angefangen. Bis alles weg war. Das Geld, mein ich.

Ich weiß nicht, wie's ihm jetzt geht. Ich weiß auch nicht, wo er wohnt. Hab ihn ja seit zig Jahren nicht gesehen. Vielleicht lebt er ja inzwischen auch gar nicht mehr. Wer weiß. Ich seufze. Damals, ja, da sind wir beide, also der Karl und ich, ziemlich zeitgleich weg. Gut. Vielleicht hätten wir den Vater nicht allein lassen sollen. Aber wir sind gegangen. Haben den Kontakt zu ihm von einem Tag auf den anderen abgebrochen. Vielleicht hat es aber auch so kommen müssen. Vielleicht bin ich auch deshalb so lang nicht nach Wörth zurückgekommen.

Jetzt aber bin ich wieder hier und hab inzwischen die Bahnhofstraße verlassen. Ich kraxle auf eine Anhöhe und schau hinunter ins Tal. Ein Anflug von Wehmut überkommt mich. Alles hab ich zurückgelassen: meine gut bezahlte Arbeit als Sekretärin in einem Münchner Großkonzern. Mein Leben in Saus und Braus. Ertragen hab ich's nimmer, den Glitzerschein der Großstadt, die vielen Menschen. Weg wollt ich. Weg. Mir ist aber auch klar, dass es nicht einfach sein wird, mit meinen vierundvierzigeinhalb Jahren noch einmal neu anzufangen. Bin ich vielleicht auch schon ein Opfer der Midlife-Crisis geworden? Ich weiß es nicht.

Doch jetzt besuch ich erst einmal die Maria. Ja, die Maria. Meine Freundin aus Kindertagen. Die wird sich sicher auch närrisch freuen, wenn wir uns nach all den Jahren wiedersehen. Ich klettere den Abhang hinunter und setze meinen Weg in Richtung Dorfmitte fort. Lang muss ich nicht gehen. Und gefunden hab ich's auch gleich, ihr Haus und die steile Trepp'n, die raufführt zum Gartentürl. Dem Anschein nach hat sich nicht viel verändert seit damals. Und das Haus kenn ich ja sowieso noch von früher – in- und auswendig – wie meine Westentasche. Nur die Obstbäume im Garten, die sind höher geworden. Man kann jetzt von außen fast nicht mehr reinschauen. Ich hab Herzklopfen, während ich bewusst langsam die abgetretenen Stufen hinaufsteig. Fünfzehn sind's. Das weiß ich noch. Ein Lächeln huscht über mein Gesicht. Ja, »Busenfreundinnen« waren wir. So hat man damals dazu gesagt. Oder heißt es heute noch so? Wurscht. Ich überleg unterdessen, wie lange ich schon nicht mehr hier war. Eine halbe Ewigkeit ist's schon her. Neben der Eingangstür steckt ein kitschiges Keramikschild in einem mit Beton ausgegossenen Blumentopf, das mich »Herzlich willkommen« heißt. Die Maria öffnet auf mein Klingeln hin die Tür, und wir umarmen uns lange und stürmisch. Unsere Augen werden feucht.

»Schön, dass du gekommen bist, ich hab schon auf dich

gewartet.« Die Maria schluckt und wischt sich eine Träne aus dem Augenwinkel.

Die Luft ist noch immer frisch, aber die Sonne drückt sich schon durch die Wolken. Es ist ja schließlich auch erst April. Die Maria hat trotzdem schon die Gartenmöbel vorm Haus aufgestellt und mir eine Decke gebracht, für drunter. Ich seufze und setz mich. In der Ferne hör ich eine Krähe kreischen und ein paar Vögel zwitschern.

's Leben ist wieder erwacht, denk ich mir, während ich mit dem Löffel den Kaffee umrühr, den mir die Maria gerade mit einem Lächeln hingestellt hat. Es ist noch immer das gleiche schelmische Lächeln auf ihrem Gesicht. Wie früher. Nur nicht mehr so frisch. Viel hat sie sich aber nicht verändert. Ein bisserl stärker ist sie vielleicht rundherum geworden.

Eine Biene surrt von hinten heran und lässt sich auf dem Rand meiner Tasse nieder. Ich mach gar nix. Schau ihr nur zu. Ein Gefühl der Ruhe durchflutet mich. Die beiden Golden Retriever von Maria liegen auf dem betonierten Boden in der Nähe des Hauseingangs. Sie genießen die wärmenden Sonnenstrahlen. Nur ab und zu blinzelt einer zu mir herüber. Während die Maria wieder ins Haus geht und ihren selbst gebackenen Apfelkuchen holt, schau ich mich um. Es hat sich nicht viel verändert, seit ich das letzte Mal bei ihr war.

Mein Blick haftet an den gehäkelten, vergilbten Scheibengardinen am Küchenfenster, das von hässlichen grau-grünen Eternitplatten umgeben ist. Das ganze Haus ist mit solchen Platten umbaut. Hinter mir im Garten befindet sich ein steiler Hang, der von einer mächtigen Betonmauer gehalten wird. Oberhalb stehen Tannenbäume. Dahinter beginnt der Wald. Wenn der Wind durch die Bäume rauscht, erinnert mich das immer an das Heranfahen eines Zuges. Es klingt nur angenehmer. Auch drei patinierte Engelsfiguren aus Sandstein und etwa ein Dutzend in die Jahre gekommene Gartenzwerge haben ihren Platz im Garten.

Jetzt kommt sie wieder aus dem Haus, die Maria. In der einen Hand hält sie den Kuchen, in der anderen ihre Zigarette. Wie früher: immer einen Glimmstängel in der Hand. Die wird auch nicht mehr g'scheiter. Sie schaut prüfend zum Himmel.

»s wird schon herhalt'n«, meint sie augenzwinkernd und schneidet mir ein Stück vom Kuchen ab.

Ich schlag mir die Decke über die Knie und freu mich auf den Kuchen. Ja, spurlos sind die Jahre an ihr auch nicht vorübergegangen. Ihr Blick ist strenger geworden, die Stirnfalte tiefer. Sie schaut leicht bedrückt drein. Als ich mich nach ihrem Befinden erkundige, macht sie eine wegwerfende Handbewegung, und bald darauf werd ich in eine Geschichte verwickelt, die ich nie zuvor für möglich gehalten hätte ...

Alle Dinge sind möglich  
dem, der da glaubt.  
*Markus 9,23*

Der Wind ist inzwischen wärmer geworden. Angenehm berührt er mich. Fährt mir wie eine sanfte Hand durchs Haar.

Ein Gefühl der Freiheit beschleicht mich. Ich atme tief ein. Die Luft in meiner Nase duftet nach Blütenstaub. Ich muss niesen. Ich genieße die ländliche Idylle, die mir sehr gefehlt hat während der letzten Jahre in der Großstadt.

Die Maria erzählt mir, wie sie ihren Mann, den Georg, kennengelernt hat. Lang hat er sich um sie bemühen müssen, ehe sie seinem Drängen nachgegeben hat. »Zuerst wollt ich ihn ja nicht. Aber der Charmeur, der alte, hat's dann doch geschafft, mich rumzukriegen.« Sie kichert, und ich seh, dass ihr oben links ein Zahn fehlt. Sie verzieht den Mund. »Na ja, dann hab ich mir halt gedacht, warum nicht? Er hat einen anständigen Beruf als Vorarbeiter, und wie dann sein Vater am Schlag gestorbn war und er das Haus geerbt hat ...«

»Ich versteh dich schon, Maria«, nicke ich wissend. Mehr muss und will ich auch nicht wissen.

Plötzlich erschreck ich, weil über mir etwas raschelt. Ich dreh mich blitzschnell um und schau hinauf: Wilder Wein wächst an der Mauer, über der ich die Geräusche vernommen hab.

Da. Zwei gelbe, stechende Augen sehen mich von dort oben gebannt an. Sie gehören zu einem dreieckigen nachtschwarzen Katzengesicht. Erleichtert presse ich meinen vor Schreck angehaltenen Atem mit einem Stoß durch den Mund hinaus.

Im Haus klingelt das Telefon. Die Maria steht auf, geht hinein. Ihre Zigarette klemmt sie derweil in den Aschenbecher. Der Rauch zieht in blaugrauen Fäden an mir vorbei.

Zwischen den windschiefen Waschbetonplatten rund ums Haus drückt schon das Unkraut durch. Ich möchte am liebsten aufstehen und es ausreißen. Das hab ich noch nie leiden können, wenn irgendwo ein Unkraut durchkommt. Links hinten in einer Ecke des Gartens steht ein Vogelhäuschen auf drei hölzernen Beinen. Daneben haben sie schätzungsweise fünf Ster Holz gelagert. Da kann der nächste Winter kommen. Der letzte war ja auch ein harter, wenn auch ein relativ kurzer. Die Maria hat schon geschimpft und sich beschwert, weil keiner von der Gemeinde fürs Räumen der Stiegen vor ihrem Grundstück zuständig war.

Nach gefühlten fünf Minuten erscheint sie wieder in der Haustür. Unterm rechten Arm trägt sie einen Wäscheständer, unter dem linken einen blauen Plastikkorb.

»Hoffentlich stört's dich nicht«, meint sie und deutet auf den Korb, der randvoll mit Wäsche ist. Nachdem sie ihn am Boden abgestellt hat, breitet sie den Ständer aus. Meine Augen verfolgen ihre flinken Hände, mit denen sie ein Wäschestück nach dem anderen aufhängt. Ihre gleichmäßigen Bewegungen lassen mich in eine Art Starre verfallen. Den Geruch des Waschmittels kenne ich. Komm nur nicht drauf, woher.

Als die gesamte Wäsche hängt, setzt sie sich neben mich. Eine Mischung aus Fliederstrauch- und Waschmittelduft hat sich mittlerweile in meiner Nase verbunden, und ich bewundere den üppigen Busch, den ich hinterm Haus entdeckt habe.

Die Maria erzählt mir nun ausführlich, was in den letzten Jahren so alles bei ihr passiert ist.

»Ja, Kinder wollt er auch immer, der Georg.« Sie nimmt einen tiefen Zug aus ihrer Zigarette. Ihre Finger zittern. Aber das ist normal. Bei Rauchern zittern die Finger immer.

Unauffällig blicke ich zum Vergleich auf meine Finger. Meine zittern nicht so stark. Sie bläst den Rauch in den wolkenverhangenen Himmel.

»Impotent?«, platzt es unverhofft aus mir heraus, und im selben Moment bereu ich meine unverschämte Neugier schon wieder. Sie schüttelt den Kopf, sagt nichts. Da wird's mir klar, sie kann wohl keine Kinder bekommen.

»Ach so ...«, entgegne ich daraufhin etwas beschämt.

Die Maria schaut mich mit einem mitleiderregenden Pudelmblick an. Peinlich berührt weiche ich ihm aus. In diesem Moment tut sie mir aufrichtig leid. Sie sieht mich dennoch fragend an.

»Ich wollt nie Kinder«, antworte ich hastig auf ihre unausgesprochene Frage. »Und wo ist er jetzt? Ich meine, dein Mann?«, versuche ich abzulenken.

Sie kneift die Augen zusammen und nimmt einen letzten, langen Zug. Dann dreht sie die Kippe in den Ascher. Sie zuckt mit den Schultern, und ich spüre ihre unterdrückte Wut.

»Meiner hat mich betrogen«, füge ich nach einer Weile hinzu, um das Schweigen zu beenden. »Mit seiner Sekretärin. Es ging über ein halbes Jahr. Er hat quasi ein Doppelleben geführt, und ich Rindviech hab's nicht gemerkt.« Mein Tonfall ist streng, doch ich merke, dass es mich nicht mehr wirklich berührt. Es ist zu lang her. Gott sei Dank.

Viel zu schnell ist es nun Abend geworden, und die Maria nimmt ein paar Socken und Unterhosen, die schon trocken sind, wieder von der Leine.

Bevor wir hineingehen, sehe ich zum ersten Mal in diesem Jahr einen Mückenschwarm. Ausgelassen tanzt er überm Dachsim. Es bleibt einem nun nicht mehr verborgen, dass die Natur allmählich wieder erwacht. Ich zieh meine Schuhe aus und stell sie in den Hausgang.

\*\*\*

*Zur selben Zeit anderswo im Dorf*

*Plätschernd schlängelt sich der Bach durch den Ort. Mal breiter, mal schmaler. Sich seiner Umgebung stets anpassend. Die Vögel pfeifen sonor ihre Lieder. Jeder ein anderes. Jedes auf seine Art perfekt und passend zur abendlichen Frühlingsstimmung.*

*Ein Schnauferl quält sich dröhnend durch den Innerort. Beladen mit einem gewichtigen Fahrer. Die große österliche Krone, von den fleißigen Helferinnen des Frauenbundes liebevoll zusammengebunden und mit Blumen geschmückt, steht noch auf dem Marktplatz, wenn auch schon in die Ecke geschoben und auf den Abtransport zum Wertstoffhof wartend.*

*Hoch und spitz überragt der Kirchturm den Ort. Die Kirche in neugotischem Baustil steht auf einem Felsenplateau, der zugehörige Friedhof schließt sich abwärts an. Weiter hinten erhebt sich der Schlossberg. Von dort oben hat man einen wunderbaren Blick auf den Fluss, der sich wie ein Schutzwall am Ortsrand entlangzieht. Die Mondsichel ist am Himmel sichtbar, und vereinzelt glitzern Sterne. Die hereinbrechende Nacht deckt nach und nach alles zu. Auch die Verbrechen.*

\*\*\*

Inzwischen ist's schon dreiundzwanzig Uhr dreißig, und die Maria zeigt mir, wo ich schlafen kann. Erschöpft schlüpf ich in mein Bett in der Dachkammer ihres Hauses und zieh mir die Decke bis über die Ohren. Ich bin müde. Es war ein langer und anstrengender, aber trotzdem schöner Tag.

Ein paar Minuten nehm ich noch wahr, dass Regentropfen ans Dachfenster klopfen. In der Ferne hör ich den Donner grollen, dann entschwinde ich ins Reich der Träume.

In dieser Nacht aber hab ich einen seltsamen Traum: Ich träume von einer Leiche, die in der Erde vergraben ist

und von der ein Arm herausschaut. Erschreckend dabei ist aber, dass *ich* die Leiche vergraben habe!

Als ich meinen Alptraum am nächsten Morgen der Maria beim Frühstück erzähle, hört sie mit einem Mal auf zu kauen und wird ganz blass.

»Is was?«, frag ich, durch ihre Reaktion verunsichert.

Sie schaut auf den Boden und schüttelt den Kopf. Ihre Haare sind noch nicht frisiert. Macht nix, wir sind ja unter uns. Trotzdem hoffe ich, dass ich nicht allzu verschlafen aus der Wäsche gucke. Ihr Mann, der Georg, ist zum Glück ja schon weg. Denn meinen Anblick am Morgen will ich einem Mannsbild doch lieber ersparen.

»Eigenartig«, murmelt sie nach einer Weile kaudend. »Ich hab heut Nacht auch von einem Toten geträumt. Ein Finger war abgetrennt, und dieser Finger hat mich überallhin verfolgt. Pfuui Deifel, war des gruselig.«

Sie schüttelt sich angewidert. Der Appetit ist uns jetzt fast vergangen. Etwas später räumt die Maria dann die Reste vom Frühstück weg, und ich helf ihr beim Abspülen des schmutzigen Geschirrs. Der Morgen ist noch jung und frisch im Gegensatz zu uns und lädt zum Spaziergehen ein. Die Luft riecht würzig, und diesen bestimmten Geruch, der sich immer nach einem Gewitterregen einstellt, hab ich seit Langem vermisst. In der Stadt kriegt man das ja alles nicht so richtig mit.

Wir gehen die abgetretenen Stufen neben ihrem Grundstück hinunter, die in eine kopfsteinbepflasterte Seitenstraße münden. Doch heute kommen sie mir nicht mehr so steil vor wie gestern. In einem Haus auf der gegenüberliegenden Straßenseite seh ich, dass die Gardine hinter einer Fensterscheibe wackelt.

Die Maria hat's auch bemerkt. »Aha, da lurzt wieder die Kramerin, die neugierige Hex. Die mit dem Laden, weißt noch? Dass der aber auch ja nix auskommt. Und eine



Zunge hat die, scharf wie ein Rasiermesser«, raunt sie mir zu.

Wir gehen erhobenen Hauptes an der Kramerin ihrem tannengrün verputzten Haus vorbei und tun so, als hätten wir sie nicht bemerkt. Dann setzen wir unseren Weg fort in Richtung Naturschutzgebiet. Irgendwo hör ich einen Hund bellen. Die Maria hat ihre beiden aber nicht mitgenommen.

»Der Georg war schon mit ihnen draußen«, greift sie meiner Frage vor und lächelt. Ihr Lächeln ist echt. Und gewinnend.

Ich stelle mit leichtem Unglauben fest, dass in ein paar Tagen bereits der erste Mai ist, denn im Innerort werden bereits Vorbereitungen für das Aufstellen des Maibaums getroffen, und in der Fußgängerzone klappen ein paar Händler ihre Buden auf. Andere richten Stände für den Markt her. Leben kehrt allmählich in der Zone ein, und man trifft sich zu einem Plausch am einen oder anderen Gemüsestand. Die Frau des Bürgermeisters ist immer eine der Ersten, die den Markt aufsuchen. Die Kirchturmglöcke schlägt mit hellem Klang. Neun Mal. Früher, so heißt es, haben die Glocken auch geläutet, um ein Gewitter fernzuhalten. Manche Leute halten ja immer noch an diesem Glauben fest.

Nach etwa fünfzehn Minuten Fußmarsch sind wir außerhalb des Ortes angelangt und überqueren eine schmale Brücke. Grad so breit, dass ein Auto darüberfahren kann. Eigentlich ist die Brücke offiziell seit Jahren für den Fahrzeugverkehr gesperrt. Die Maria und der Georg aber haben eine Ausnahmegenehmigung. Wegen ihrer Gaststätte, die sie mir heute zeigen will. Vor der Brücke ist eine Schranke, und die Maria hat einen Schlüssel dafür, den sie aber leider nicht dabei hat. Also ziehen wir unsere Bäuche ein und quetschen uns an der Schranke vorbei. Die asphaltierte Brücke geht nun in einen Schotterweg über, der mit Pfüt-

zen bedeckt ist. Der Regen der letzten Nacht hat der Natur gutgetan.

»Hat ja schon lang nicht mehr geregnet«, meint die Maria.

Wir bleiben kurz stehen und verweilen. Ich hör das heisere Krähen eines Gockels. In einiger Entfernung kann ich die Umrisse eines Bauernhofes erkennen. Wir gehen weiter auf dem schmalen Weg. Linker Hand seh ich auch bald schon die Gaststätte, die Maria und ihr Mann seit anderthalb Jahren gepachtet haben.

»Heute haben wir Ruhetag«, erklärt meine Freundin und zeigt mit ausgestrecktem Finger in die Richtung, in die auch ich schaue. Besonders sticht mir die große, südöstlich ausgerichtete Sonnenterrasse ins Auge. Schaut aus, als wär sie nachträglich angebaut.

Wir gehen über einen kleinen Steg zum Eingang. Darüber hängt ein großes, vom Zahn der Zeit angenagtes Blechschild am Rauputz an der Hauswand. Darauf steht in schwarzen Lettern in verschnörkelter Schreibschrift: »Zum Donauwirt«.

Die Maria zieht jetzt einen großen Schlüssel aus der Hosentasche und steckt ihn ins Schloss. Quietschend springt die Tür auf. Wir gehen hinein. Muffiger Geruch schlägt mir entgegen. Innen ist alles ruhig. Ein paar skelettierte Hirschköpfe, die mit protzigen Geweihen an der Wand hängen, glotzen mich aus leeren Augenhöhlen an. Dieser Anblick gefällt mir gar nicht. Aber es ist hell in der Gaststube. Die Wände sind in warmem Beige gestrichen, der Boden braun gefliest. Zum Teil sind die Wände holzvertäfelt. Reste einer Dekoration vom letzten Fest hängen von der Decke. Mit den Vorhängen hat die Maria etwas gespart. Muss ja auch nicht so üppig sein. So bleibt einem zumindest der Blick nach draußen nicht verwehrt. Ich schau durch eines der Fenster. Hinter den Parkplätzen entdecke ich einen wunderschönen gelben Ginsterstrauch. Zwischen den Fenstern hängt jeweils ein Bild. Moderne Art und nicht unbedingt mein Stil. Die Eckbänke sind mit freundlichen, robusten Stoffen bezogen und sehen relativ neu aus. Sie

bilden ein gemütliches Ambiente. Man könnte sich hier wohlfühlen. Eigentlich ...

Auf den Fensterbänken aus hellem Marmor steht unzähliges Klimbim-Zeugs. Kleine Stoffpüppchen und anderer Kitsch. Aber hier herein passt's. In einer anderen Ecke lese ich auf einer präparierten Baumstammscheibe »Stammtisch!«. Nette Idee. Die Tischdecken sind in Jägergrün gehalten und passen farblich zu den spärlichen Vorhängen. Zuletzt entdecke ich noch eine Mini-Deutschlandfahne, die in einer Blumenvase steckt und damit den Rahmen perfekt macht. Dies alles hier erscheint mir doch als eine mehr oder weniger gelungene Art moderne Dorfwirtschaft. Ja, mir soll's recht sein.

»Gefällt's dir?«, fragt die Maria erwartungsfroh, und ich nicke hektisch.

Sie schaut mich von der Seite an.

»Na, ich weiß ned«, kommentiert sie meine unehrliche Zustimmung. Ich dreh mich verschämt, da ertappt, weg.

»Ist das die Kuchl?«, versuche ich abzulenken, und mein Blick stiehlt sich vorsichtig zu der weiß lackierten, geschlossenen Tür neben mir. Am Tresen steht ein großes hölzernes Bierfass. Ob noch was drin ist, weiß ich nicht. Die Maria öffnet nun besagte Tür und geht mit mir hinein.

»Magst eine Tasse Kaffee?«, fragt sie, während sie schon im Begriff ist, die Maschine anzuwerfen.

»Gern.«

Wieder nicke ich, und diesmal ist es echt. Ich setz mich an den kleinen Klapp Tisch mit der beige melierten Lackdecke, der neben der Kaffeemaschine steht.

»Beneiden könnt man euch«, seufze ich und vergleiche meine bisherige »Karriere« mit Marias doch relativ perfekt wirkender Situation.

»Ach geh«, beschwichtigt sie, als sie merkt, dass ich deprimiert meinen Kopf auf die Hände stütze und vor mich hin starre. »So schnell, wie's kommt, ist's manchmal auch wieder weg«, meint sie. Da geb ich ihr recht.

»Ein Kommen und Gehen ist's auf dieser Welt.« Ich seufze noch mal. »Vor zwei Wochen ist mein Kaninchen gestorben. Da ist mir wieder bewusst geworden, wie nah Leben und Tod beieinander sind. Wenn der Tod kommt, klopft er nicht an. Er ist einfach da. Er fragt dich nicht. Und er gibt dir keine Chance. In jeder Ecke lauert er und wartet nur darauf, zuzupacken. Ein unberechenbarer Kamerad.«

»Das mit dem Hasen tut mir leid.« Mit oberflächlicher Betroffenheit schenkt sie mir eine Tasse tiefschwarzen, duftenden Kaffee ein.

»Aber zum Beneiden gibt's bei uns ned viel.« Ich schau sie fragend an. »Das G'schäft läuft halt ned so, wie's laufen sollt. Und unsere Beziehung auch ned ...«

Ich senke den Blick. Wenn die Maria wüsst, was für ein Martyrium ich erst hinter mir hab. Lug und Trug, wohin du schaust. Ja, so sind die Männer eben.

Ich trink den letzten Schluck und geh mit meiner Tasse zum Waschbecken. Hinter mir hör ich Marias Stimme.

»Seit wir die Gaststätte haben, ist irgendwie der Wurm drin bei uns. Ständig gibt es Streit. Auch mit den Gästen. Der Georg hat sich so verändert in letzter Zeit. Ich weiß nicht, was der hat. So hab ich ihn früher gar nicht gekannt. Das Wirtshaus tut uns anscheinend nicht gut.«

»Vielleicht steckt ja der Teufel drin«, sag ich noch spaßes halber, und der Maria bleiben kurzzeitig die Gesichtszüge stehen. Dann aber meint sie scherzhaft:

»Mei, vielleicht hast gar ned so unrecht ...«

Während ich darüber nachdenke, was die Maria gerade angedeutet hat, klingelt das Handy in ihrer Jackentasche. Sie sagt nicht viel am Telefon. Ich kann dem Gespräch aber entnehmen, dass es um ein Kleidungsstück, wie ich vermute, um eine Hose, geht.

»Kundschaft«, erklärt sie mir anschließend und zündet sich eine Zigarette an.